

Christiane Neudecker
Der Gott der Stadt

CHRISTIANE NEUDECKER

**der
gott
der
stadt**

Roman

Luchterhand

*»Ich glaube, diese Schule ist der Verderb jeden Genies.
Was wollte ich wohl arbeiten, wenn ich mir meine Lehrer
zu allem Guten und Schönen selbst wählen könnte.«*

Georg Heym, 23.4.1905

prolog

Nein.

Wir wissen es nicht, natürlich wissen wir es nicht, aber das Licht über der Havel muss sie geblendet haben, als sie ihre Füße auf die Eisfläche setzten.

Ein Funkeln wird in der Luft gelegen haben, denn die aufgefächerten Finger der Schneeverwehungen wischten Glitzerspuren über das sonst stumpf gefrorene Eis. An trübere Tagen zog sich ein hart gefrosteter Blindspiegel von Ufer zu Ufer und ummantelte die Ränder von Schwanenwerder und Lindwerder wie unpolierter, milchiger Bernstein. Doch jetzt war es anders. Alles gleißte.

Ein klarer Tag soll es gewesen sein, damals, das hatten wir irgendwo gelesen: ein kühler und sehr klarer Wintertag. Kein Knistern von Schneekristallen in diesiger Luft also, kein Irrflug dicklicher Flocken im Schatten tief ziehender Wolken. Stattdessen grelle Sonnenstrahlen, die sich, von tausend schillernden Eis-Prismen zurückgeworfen, durch die Pupillen bohrten und die Netzhäute ihrer Betrachter durchschnitten.

Eine Blendung muss da über Havel und Wannsee gesirrt haben, eine Blendung, die später das Unglück herbeirief.

Völlig verrückt, dass man das heute noch immer herausfinden kann: der 16. Januar 1912 war ein Dienstag und, ja, es war ein klarer und sonniger Tag.

Es ist kein Zufall, dass auch der eine, viel spätere Tag klar und sonnig war. Ich erinnere mich genau. Schon morgens beim Aufstehen konnte ich es sehen. Der Himmel war giftblau und stach hoch über die verschneiten Dächer hinaus, die Schornsteine erreichten ihn nicht. Es war ein Tag aus harten Konturen, dieser Tag, an dem jemand von uns (nein, ich kann den Namen nicht nennen, immer noch nicht) beschloss, zu sterben.

Auch das Datum ist nicht zufällig, dieser 16. Januar 1996, natürlich nicht. In den Ermittlungen fiel das später niemandem auf.

Der Professor hat es natürlich bemerkt, wir alle haben es bemerkt, aber wir sprachen nicht darüber, nicht einmal flüsternd, in den verschlungenen Gängen unserer Hochschule, nicht im steilen Treppenturm, der zu den Arbeitszimmern der Dozenten und zum Sekretariat hinaufführte, nicht einmal daheim mit uns selbst.

Wir waren doch längst schon verschworen.

Minus 14 Grad soll es gehabt haben, damals. Bei so einer Kälte hätte die Wasserddecke nahtlos gefroren sein müssen, sollte man meinen. Auch die beiden meinten es: der Dichter Georg Heym und sein Freund Ernst Balcke schmierten sich Butterbrote und griffen sich Wollmützen, Schals und Handschuhe, sie stapften zum S-Bahnhof in Charlottenburg und fuhren zur Station Pichelsberg. Dort stiegen sie aus, das hat der Kontrolleur an der Ausgangsschranke später bestätigt. Ihre Rennschlittschuhe baumelten von ihren Schultern. Sie stießen ihre Eisstöcke wie Taktstäbe in die klirrend kalte Luft und schritten auf knirschendem Schnee der vereisten Havel entgegen.

Dreiundachtzig Jahre später öffnete jemand – vielleicht zur gleichen Tageszeit, vielleicht ein wenig früher – in der Tiefe unseres Hochschultheaters die Tür zu einem verdunkelten Raum.

Es gibt keine Verknüpfung, das versuche ich jetzt zu beweisen. Und doch ist alles verbunden.

Wo genau sie aufs Eis gingen, wissen wir nicht. Es gibt Vermutungen, Nachforschungen des Bruders von Balcke, Zeitungsartikel aus den Tagen danach. Über Gatow nach Schwanenwerder hätten sie ihre Schlittschuhpartie unternehmen wollen, schrieb in seiner Abendausgabe *Der Tag*. Bei einer Ausflugsgaststätte auf Lindwerder sollen sie noch Rast gemacht haben. In der Nähe der Dampferanlegestelle Schildhorn könnten sie also den Schritt vom Festland über die Seekante getan haben, das wäre denkbar.

Aber gesehen wurden sie nicht.

Und während in einer anderen Zeit jemand an einer schwarz getünchten Wand nach einem Lichtschalter tastete, glitten ihre Kufen über das leuchtende Eis. Sie lachten, sie hielten ihre Gesichter dem Eiswind entgegen, sie versuchten sich in Drehungen und Rückwärtsläufen. Sie jagten hintereinander her, als in der anderen Zeit, an diesem anderen Ort, eine Glühbirne ansprang, deren Licht in einen fensterlosen Technikraum fiel. Aluminiumkisten waren dort übereinandergestapelt, Scheinwerfer thronten in verstaubten Holzregalen, Kabel umringelten lauernd metallene Wandhaken, als wären sie, ich muss es so sagen, Giftnattern und brächten den Tod.

Aber es waren nicht die Kabel, die dann zum Werkzeug werden sollten, es war ja ein Seil. Kein Zurrgurt, kein Draht, keine ver-

kürzbare Anschlagkette aus dem Arsenal der Bühnentechnik. Nur ein simples Seil aus Polyamid. Wegen der hohen Bruchkraft sei es wohl gewählt worden, erklärte uns später der Bühnenmeister und schwitzte. Dabei hatten wir ihn danach nicht gefragt.

Ich glaube, das Seil war einfach zur Hand. Denn die Kiste, aus der es an diesem 16. Januar 1996 entnommen worden sein muss, lagerte direkt neben der Tür. Jemand hob den Deckel – womöglich eilig, womöglich schlaftrunken – und griff zu und wählte dann den Gang Richtung Bühne: die Treppe hinunter, durch das unterirdisch gelegene Foyer des Theaters hindurch, am kleinen Kassenhäuschen und den Künstlergarderoben vorbei, bis zur doppelwandigen Feuerschutztür am Ende des Flurs. Diesen Weg kannten wir blind.

Heym und Balcke dagegen verloren die Richtung. Auf blinkenden Kufen bogen sie ab. Sie wichen von der Strommitte weg und schossen zwischen den Signalmarkierungen hindurch, fern von den sich aufspreizenden Baumgerippen am Ufersaum. Ohne Verzögerung rasten sie den zu dünn überfrorenen, funkelnden Fischlöchern entgegen, an deren Rändern kein Fischer saß, der sie hätte warnen können, und kein Schild war, das hätte anzeigen können: Gefahr.

Vielleicht war es eine Entscheidung, ein bewusstes Abweichen. Vielleicht merkten sie es nicht.

Vielleicht gab es eine Laune des Lichts.

Die Waldarbeiter, die die Todesschreie von Kladow aus hörten und nicht halfen, haben das später als Begründung benutzt: Sie wollten ihr eigenes Leben nicht verspielen. Nicht für den Leichtsinn anderer Menschen. Der See sei gefährlich, das wisse man doch. Und man habe ja keine Leitern und Seile gehabt.

Es gab ein Knacken, als Jahre später jemand eine morsche Holzleiter in den Zuschauerraum zerrte und sie auf Höhe der siebten Sitzreihe aufspannte.

Die Luft war stickig und warm. Es roch nach angesengter Farbfolie und verschmortem Staub, nach Aceton, Zitronenreiniger und ranziger Schminke. Die Notbeleuchtung flackerte kurz, ihr grünlicher Glanz spiegelte sich in den toten Linsen der abgeschalteten Lampen.

Die Sonne über dem Wannsee zuckte nicht, als die Ebene brach.

Ernst Balcke fiel zuerst. Seine Stirn muss gegen den plötzlich aufklaffenden Rand des Fischlochs gekracht sein. Im Sturz sah er noch die gebleckten Eiszacken auf sich zurasen, dann war es schon vorbei. Balcke sank staunend und still, inmitten der glänzenden, glucksenden Schicht aus Splintern und Schollen. Er wehrte sich nicht.

Jemand setzte einen Fuß auf die erste Trittstufe und schob sich langsam über die Leitersprossen nach oben, hinauf zu der von Stahlrohren überzogenen Decke des Theaters.

Heym schrie.

Ein Seil wurde über die Verstrebenungen des Stahlzugsystems geworfen. Es baumelte fast bedächtig zwischen zwei einmontierten Profilscheinwerfern vor und zurück, das bleierne Pendel einer Standuhr, während Heym seine Handschuhe von sich schleuderte und sich auf die Eisdecke warf, wahrscheinlich mit einem Brüllen.

Eine Hand stoppte das Schwingen. Sie griff sich das Seilende und knüpfte eine Schlinge, ganz ruhig. Auf dem gefrorenen See robbte Heym an die Bruchstelle heran. Tränen sprangen über

sein Gesicht, als seine nackten Hände begannen, Eiswasser zu schöpfen. Sie tauchten und tauchten zitternd nach dem versunkenen Freund.

Eine Schlaufe aus Polyamid legte sich um einen Hals.

Es gab einen Sturz, einen Sprung.

Und ein Mensch glitt in einen See.

Zappelnde Gliedmaßen stießen eine Leiter um und traten Luft oder eisiges Wasser.

Das Ringen nach Atem.

Rufe, aus blutigen Kehlen. Ein Stöhnen.

Wer sprach da vom Sterben.

Ein Eisvogel krächzte.

Irgendwann Stille.

So fing es für uns an.

Nein, das ist falsch.

So endete es.

I

die schule

1

Die Stadt zerschnitt die Luft. Zorbas und ich standen auf der Brücke unterhalb der Bornholmer. S-Bahnen sausten wie an Fäden gezogen unter uns hinweg. Sie hielten sich an die alten Trennwege, sie zogen in klaren Linien nördlich und südlich, aufwärts, abwärts, aber sie verbanden sich nicht. Ihr Rauschen vermischte sich mit dem Donnern der Flugzeuge, die aus der Wolkendecke brachen und hinter den Dächern in Richtung Tegel absanken.

»Kannst du es noch sehen«, sagte er.

Ich schüttelte den Kopf, dabei sah ich nichts anderes. Das Niemandsland lag uns zu Füßen. Aber ich wollte es nicht erkennen, ich wollte nicht eine von diesen staunenden Touristinnen sein, die sich hierherverirrten und die dann mit ausgestrecktem Zeigefinger über dem Brückengeländer hingen und versuchten, dort unten zwischen den Gleisen eine imaginäre Linie zu ziehen. »Ich war nie hier«, sagte ich und zog meinen Parka enger um mich, »zu jung, hat mich nicht interessiert.«

Zorbas schnalzte mit der Zunge, missbilligend. »Du warst alt genug.« Und er hatte nicht unrecht damit. Ich hatte mich, als sie vor sechs Jahren die Grenze öffneten und Stadt und Land

für vereint erklärten, schon ziemlich erwachsen gefühlt. Trotzdem.

»Konnte ich doch nicht wissen, dass das nicht so bleibt«, protestierte ich.

Das. Was meinte ich mit *Das*. Einen Zustand, den wir für endlos hielten. Eine plötzliche Vergangenheit. Ein ganzes Land, das nicht meines war. Auch wenn wir jetzt offiziell vereint waren.

Auch wenn ich jetzt hier stand.

Auf einer Brücke, die noch immer in einen Abgrund mündete. Vom Wedding her konnte man sie befahren und belaufen, sie wölbte sich von dort aus entschlossen in die Höhe und reckte sich mit weitem Schwung dem Osten entgegen. Aber dann hörte sie – mitten in der Luft – einfach auf. Ein Holzsteg knickte an der Bruchstelle von ihr weg und verband sie notdürftig mit dem verwachsenen Straßenende im Prenzlauer Berg. Eine junge Frau im grauen Strickkleid trat dort gerade auf den Steg und polterte über die nachschwingenden, hölzernen Bretter. Sie sah wütend aus.

Zorbas nahm sie nicht wahr. Er starrte an mir vorbei, hoch auf die Bösebrücke, die nördlich von uns die Bornholmer Straße über die Schlucht hob, und nahm einen Schluck aus seiner Wodkaflasche. Er trank zu viel. Ich war mir sicher, dass meine Mutter das nicht wusste, als sie den alten Freund der Familie bat, ihrer vor kurzem dorthin gezogenen Tochter die Hauptstadt zu zeigen. Ich streckte die Hand aus. Als Zorbas nicht reagierte, entwand ich ihm die Flasche und setzte sie an meine Lippen. Der Wodka brannte in meiner Kehle, dann in meiner Speiseröhre, aber er schmeckte nach nichts.

Es war immer noch winterkalt, auch wenn die Meteorologen behaupteten, es sei Frühling. Die ersten Zugvögel waren schon vor Wochen zurückgekehrt, aber der Frost saß noch im Stein der Stadt. Mir machte das nichts. Ich war stolz auf diesen

Winter, stolz darauf, dass ich einen Teil von ihm hier verbracht hatte, erstmals. Ich hatte dem Wind getrotzt, der so grob durch die Straßenschluchten fuhr. Ich hatte im Schein meiner Taschenlampe Briketts in einen klappernden Emailleimer gefüllt und aus dem Kohlenkeller bis unters Dach geschleppt, die steil aufsteigenden Treppenstränge verfluchend, wieder und wieder. Ich hatte im Mantel und mit Wollhandschuhen geschlafen und morgens heiße Instantbrühe getrunken, um Wärme in meinen ausgekühlten Körper zu flößen. Ich hatte gelernt, Briketts in feuchtes Zeitungspapier zu schlagen, damit die Asche noch glomm, wenn ich abends nach Haus kam. Es fühlte sich an wie Überleben. Überleben in einer Stadt, die ein Rätsel für mich war. Ihre verschneiten Parks und kalt gährenden U-Bahn-Schächte. Die zerwürfelten Haltestellen der Buslinien und verkrüppelten Gleisbetten der Straßenbahnen, die ich Trams zu nennen gelernt hatte. Das Surren der Laternen mit ihren merkwürdig orangefarbenen Lichtkreisen. Die hohen Fenster und Türen der von Einschusslöchern und Graffiti überzogenen Fassaden. Die Klos auf halber Treppe, die Treppenhäuser, die immer nach Bohnerwachs rochen, auch wenn niemand sie reinigte. Die besetzten Wohnungen mit den abgesplitterten Balkonen und den mit Parolen und Anarchiezeichen bemalten, aus den Fenstern hängenden Betttüchern, zu denen ich im Vorübergehen auf sah, immer mit dem nagenden Gefühl, dort etwas zu verpassen, ein ganzes Dasein, das ich dort vielleicht hätte führen können oder sollen oder wollen. Ein anderes Leben.

Weit hinter uns stach der Fernsehturm vom Alexanderplatz hinauf in den verwaschenen Himmel. Ich mochte den Turm, obwohl ich noch nie oben im Turmkorb gewesen war. Für viele war er das Wahrzeichen der Stadt, für mich bedeutete er Heimat. Ich war mit so einem Turm aufgewachsen. Mein Turm zu

Hause hieß Fernmeldeturm. Vom Badezimmer meines Elternhauses konnte man ihn sehen. Er wurde gebaut, als ich noch in den Kindergarten ging. Ich kann mich erinnern, dass mein Vater mich in die Höhe stemmen musste, immer wieder, damit ich über die Sichtkante des Fensters hinweg prüfen konnte, wie hoch er schon war. Später wurde der Turm mein Orakel. Ich versuchte, an ihm meine Zukunft abzulesen. Ich stand oft am Fenster, die Stirn auf kühlem Glas, und stellte Fragen, die der Turm beantwortete. Ich deutete einfach seine Erscheinung. Mir war dann wichtig, ob er gerade im Sonnenlicht glänzte, ob er mir drohte oder winkte, zustimmte oder abriet, ob er im Nebel weich und verständnisvoll wurde oder störrisch den Regenstrie-men trotzte. Der Turm verortete mich. Wenn ich in der Innenstadt war, richtete ich mich nach ihm aus wie eine Kompassnadel. Dass ich das hier, in meiner neuen Stadt, weiterführen würde können, machte mich richtig glücklich. Vielleicht hatte ich Berlin in Wahrheit deswegen gewählt. Und nicht, wie ich es jedem erzählte, wegen der vielen Theater, die es hier gab.

Zorbas grinste jetzt. Er hatte um die Augen lauter Falten, und seine Schläfen waren grau. Erst jetzt fiel mir auf, dass ich gar nicht wusste, wie alt er war. Oder wie er wirklich hieß.

»Weißt du, was das Erste war, das ich gemacht habe, als ich drüben war?«

Einen Kniefall, dachte ich sofort. Einen Papstkuss auf endlich erreichten Boden. Irgendetwas Feierliches bestimmt. Eine Wei-hung. Vielleicht hat er dort im Westen eine DDR-Fahne errichtet oder ein Gipfelkreuz – sein Pathos ist uferlos.

»Nö«, sagte ich.

»Willst du's wissen?«

»Okay.«

»Gepisst hab ich«, sagte er.

Ich nickte. Ich konnte es vor mir sehen. Wie er am Ende der

Bösebrücke in den Wedding hineingedrängt wurde, im Strom der schiebenden, rufenden Menschen. Wie er seine rissige Hand ausstreckte und nach etwas griff, das ihm Halt geben konnte: einer Laterne, einem Busch, einem Strauch, vielleicht unten bei der Schrebergartenkolonie, die wir von hier aus sehen konnten. Wie er dann, als er genug Platz um sich hatte, an seiner Hose herumnestelte und begann, mit aufspritzendem Urin sein Revier zu markieren. Manchmal beneidete ich Männer darum.

»War gut?«, fragte ich.

»War richtig.«

Ich versuchte mich zu erinnern. An all die Aufnahmen, die ich doch von diesem Tag gesehen haben musste, all die Fernsehübertragungen, die Bilder, von denen mein Vater mir sagte, dass sie historisch seien. Mir fiel kein einziges davon mehr ein. Von der Mauer, ja. Tanzende Menschen, Hände, die nacheinander griffen, Körper, die sich gegenseitig an bunten Wandzeichnungen entlang in die Höhe zogen. Dutzende baumelnder Beine. Oder vorher: Genscher auf dem Balkon der Prager Botschaft. Der Jubel, der seinen Satz abbriss: *Ich bin gekommen, um Ihnen mitzuteilen, dass heute Ihre Ausreise...* Aber die Brücke hatte ich vergessen.

»Willst du da wirklich hin?«

Es dauerte einen Augenblick, bis ich verstand, dass er die Hochschule meinte. Die *Hochschule für Schauspielkunst Erwin Piscator Berlin*. Ich konnte noch immer nicht glauben, dass sie mich angenommen hatten. Dass ich tatsächlich dort mein Studium beginnen würde, mitten im Osten der Stadt, schon in diesem Herbst.

»Klar«, sagte ich. »Wieso?«

Unter uns begannen die Oberleitungen zu sirren. Ich drehte mich um und folgte mit meinem Blick dem Gleisverlauf bis in seine Ostkurve hinein, aber ich konnte die S-Bahn noch nicht sehen.

»Du kommst aus dem Westen«, sagte er.

Ich schüttelte den Kopf. »Ich komm aus dem Süden.«

»Nein. Dort nicht.«

Mit einem Brüllen schoss unter uns die S-Bahn hindurch und zog in den Norden der Stadt. Zorbas drehte sich mir zu. Seine Stirn war gerunzelt, er sah auf einmal ganz konzentriert aus. Als würde er mich abschätzen.

»Glaub mir: dort kommst du aus dem Westen.«

Ich lachte.

Die Schule. Ich weiß nicht mehr, wann ich zum ersten Mal von ihr hörte. Es gibt diese Dinge, von denen man irgendwann annimmt, dass man von ihnen einfach immer schon wusste.

Bei der Aufnahmeprüfung hatte ich behauptet, einer der Schauspieler unseres Stadttheaters hätte mir, als ich bei Handkes *Stunde da wir nichts voneinander wussten* mit den anderen Statisten auf unseren Auftritt wartete, davon erzählt. Aber das stimmte nicht. Ich wollte nur, dass die Prüfer den Namen dieses Schauspielers hörten, der tatsächlich auf die Hochschule gegangen war. Ich wollte, dass sie mich damit verbanden: mit einem, der es geschafft hatte. Ich dachte, sein Glück könnte abfärben auf mich.

»Dort kommst du nicht rein«, war das, was man immer hörte, wenn die Sprache auf die *Piscator* kam: »Das schafft man nicht.« Immer wieder wurde einem das unter die Nase gerieben. Das – und die Zahlen. Hunderte waren es, in jedem Jahr. Jeder kannte jemanden, der abgelehnt worden war. Und ich hatte mir ja auch noch eine besonders heiß umkämpfte Ausbildung ausgesucht, die sie anboten. Theaterregie, ausgerechnet. Regisseure braucht man auf den deutschen Bühnen noch weniger als Schauspieler, und die Schule wollte ihre Statistiken nicht mit arbeitslosen Studienabgängern verderben. Sechs Plätze gab es deswegen nur. In

der Schauspiel-Abteilung nahmen sie immerhin zwanzig Studenten pro Jahrgang an, aber im Regie-Institut waren es sechs. Sechs aus achthundert.

Ich kalkulierte nicht. Ich stellte keine Wahrscheinlichkeitsrechnungen auf, keine Mutmaßungen über meine Möglichkeiten. Ich weigerte mich, zu verstehen, wie gering meine Chancen waren. Und deswegen, davon bin ich noch heute überzeugt, mussten sie mich nehmen.

Das stimmt so nicht. Die Dinge verdichten sich, wenn man sie rückwirkend betrachtet. Immer öfter ertappe ich mich dabei, dass das Licht, das ich auf die Ereignisse werfe, die Schatten verzerrt. Vergangenes verschiebt sich so schnell, es lehnt sich in die eine oder andere Richtung. Und schon die Wahrnehmung, mit der wir einen Moment erleben (oder glauben, ihn erlebt zu haben), ist fragwürdig. Es gibt keine Eindeutigkeit, nirgends.

Aber ich will ehrlich sein. Ich will alles so aufschreiben, wie es war. Nach bestem Wissen und, ja, Gewissen.

In Wahrheit habe ich um die Aufnahme gekämpft. Schon im Jahr zuvor hatte ich mich beworben, ich hatte es nur niemandem erzählt. Laut den Zulassungsregularien der Hochschule war ich zu jung. Für diesen speziellen Studiengang benötigte man Erfahrung, hieß es in der Begründung. Assistenzen müsse man absolviert haben, Hospitanzen, Mitarbeit an Theatern. Das sollte auch den männlichen Bewerbern ermöglicht werden, die ja erst noch zum Bund mussten oder sich als Zivis verdingten. Außerdem erfordere der Beruf eine gewisse Autorität, ein Durchsetzungsvermögen bei den oft älteren Schauspielern und Gewerken. Einundzwanzig also. Einundzwanzig sei das Mindestalter.

Ich, zwanzigjährig, fand eine Fußnote. Dass bei besonderer Begabung auch eine Sondergenehmigung erteilt werden könne, stand in einem der orangefarbenen Informationsblätter, die ich beim Arbeitsamt eingesehen hatte. Die Professoren könnten das entscheiden. Sie könnten, wenn sie bei einem Bewerber eine spezielle Eignung erkannten, eine Ausnahme erwirken. Und ich wollte nicht warten. Ich wollte nicht ein weiteres Jahr in meiner Heimatstadt verharren, wollte nicht weiter an unserem Stadttheater bleiben, an dem ich alles getan hatte, was man als Frischling dort tun kann. Seit meinem Abitur hatte ich stumme Rollen auf der Bühne verkörpert, hatte den Schauspielern Kaffee gekocht, Ablaufpläne für Regisseure verfasst, Souffleusen vertreten, wenn sie krank waren. Ich kannte die Auftritte und Abgänge aller Bühnenfiguren, ich wusste, wo Hamlet seinen Totenschädel abzugeben hatte, wenn die Vorstellung beendet war, und wie lange der Misanthrop für seine falsche Glatze in der Maske brauchte. Ich hatte den Technikern im Bühnenturm über die Schultern gesehen und war als Licht-Statistin stundenlang in frisch gestrichenen Bühnenbildern herumgestanden, damit die Beleuchter ihre Scheinwerfer nach mir ausrichten konnten. Ich hatte all das gern getan. Aber jetzt wollte ich raus, ich wollte in die große Stadt. Ich wollte an der besten Schule lernen, die es gab. Also bewarb ich mich.

Den Brief, den ich dann an einem Herbstmorgen in unserem Briefkasten fand, traute ich mich fast nicht zu öffnen. Ich wog ihn in meiner Hand, ich drehte ihn hin und her, ich fuhr mit den Fingern über den tintenblauen Absenderstempel. Dann schlich ich mich in unseren Garten, zu meinem Lieblingsbaum, einem kleinen, aber störrischen Birnbaum mit starkem Stamm. Ich klemmte den Brief zwischen die Zähne und schwang mich hinauf in die Äste. Erst, als ich sicher war, dass die bunten Blätter mich gegen alle Blicke abschirmten, öffnete ich das Kuvert.

Dass ich zu jung sei, stand dort in akkurater Schreibmaschinenschrift. Dass aber Professor Korbinian Brandner nach Durchsicht meiner Unterlagen Interesse an einem Gespräch mit mir gezeigt hätte. Er befände sich gerade für Macbeth-Proben in Genf. Wann ich kommen könne.

Brandner! Ich konnte es nicht glauben. Ich tastete mit zitternden Fingerspitzen den viel zu kleinen Druckbuchstaben nach, ich fiel fast aus dem Baum. Brandner, der es nach seiner Ausbildung zum Facharbeiter für Gießereitechnik geschafft hatte, dass Wolfgang Langhoff ihn direkt aus der Werkstatt als Assistenten ans Deutsche Theater holte. So schlau, so schön, so talentiert muss er schon als junger Mann gewesen sein, dass Helene Weigel höchstpersönlich ihn ans Berliner Ensemble abwarb und ihn bald selbst inszenieren ließ. Brandner, der Nationalpreisträger der DDR. Der beachtete Amateur-Boxer, Freund von Heiner Müller, der Träumer, der Provokateur, dessen Arbeitsvisum immer wieder auf der Kippe stand. Brandner, der das Maxim-Gorki-Theater übernehmen hatte sollen und der mit seinen Inszenierungen an allen großen Häusern der DDR und vor allem auch im Westen für Aufsehen gesorgt hatte. Dessen Arbeiten sich im Lauf der Jahrzehnte vom Kammerstück zu großen Opern erweitert hatten. Ein Seiltänzer, dessen Inszenierungen mal verboten, mal bejubelt, gefeiert und international ausgezeichnet wurden. Dessen Walküre bei den Bayreuther Festspielen am Tag nach der Premiere abgesetzt worden war. Und dessen Aischylos sich in Prag schon seit über zehn Jahren auf dem Spielplan hielt. Als Peter Stein des Ostens hatte ihn ein Kritiker einmal bezeichnet – und zumindest, was seine Berühmtheit anbelangte, war er genau das. Von all den Professoren und Dozenten, die an der Schule arbeiteten, war er der einzige, um den man einfach wusste. Er war der, von dem man nie zu hoffen gewagt hätte, dass er je unterrichten würde. Dass er

sich dazu überhaupt herablassen könnte. Seine Klassen waren ein Mythos. Er selbst bestimmte, wen er dafür zuließ. Selbst wenn es einem gelang, an der Schule angenommen zu werden, hieß das noch lange nicht, dass man ihn je zu Gesicht bekam. Er war der Eine, um den es ging.

Und jetzt wollte er mich kennenlernen.

Ich hatte kaum eine Vorstellung davon, wo Genf lag. Oder was der Preis für ein Zugticket dorthin wäre. Wahrscheinlich würde mich die Fahrt meine Ersparnisse kosten, die ich durch meine Jobs am Theater angelegt hatte. Aber das war mir ganz egal. Es war ein Test – der erste, dem sie mich unterzogen. Und ich wollte verdammt sein, wenn ich die Prüfung nicht annahm.

Ich habe niemandem erzählt, warum ich fuhr. Nur meiner Mutter sagte ich, dass es um eine Bewerbung ginge. Sie holte Luft, um zu fragen, wofür. Aber als sie meinen Blick sah, schwieg sie. »Ich will's nicht beschreien«, sagte ich und klopfte auf Holz. Sie nickte. Sie hatte sich schon daran gewöhnt, dass ich abergläubisch geworden war, seit ich mich fürs Theater interessierte. Ich lief nicht mehr unter Leitern hindurch. Ich pfiß nicht und trug keine Hüte mehr, auch wenn ich mich gar nicht auf einer Bühne befand. Und ich machte einen großen Bogen um schwarze Katzen, weil ich mir nie merken konnte, ob sie Unglück brachten, wenn sie von links oder wenn sie von rechts meinen Weg kreuzten.

Nach Genf muss ich über vierzehn Stunden gebraucht haben. Als ich ankam, irrte ich durch die Straßen und fand keine Übernachtungsmöglichkeit. Ich war gar nicht auf die Idee gekommen, dass in der Nähe des Bahnhofs keine Pensionen sein könnten. Ich kannte es von zu Hause nur so: ein Bahnhof ist im Zentrum einer Stadt. Und dort gibt es Jugendherbergen, Hotels, Informationsschalter. Aber die wenigen Pensionen, an denen ich vorüberlief, waren ausgebucht. Die Rezeptionisten muster-

ten mich mit hochgezogenen Augenbrauen, einer kicherte über mein schlechtes Französisch.

Als es dämmerte, war ich völlig erschöpft. An einem kleinen Platz setzte ich mich auf eine Bank. Es war wärmer als daheim, aber auch hier trieb der Wind schon das Herbstlaub über das Pflaster. Ich hatte Hunger und ich fror. Einen Moment lang stellte ich mir vor, wie es wäre, mich zum Theater durchzufragen und Brandner um Hilfe zu bitten. Ich malte mir aus, wie er mir anbieten würde, bei ihm zu bleiben. Wie wir Wein tranken und Spaghetti kochten und die ganze Nacht über das Theater redeten. Wie er mir am nächsten Tag beeindruckt die Hand schütteln würde und sagen: »Wir sehen uns in Berlin.« Aber etwas hielt mich davon ab, es zu versuchen. Schon damals ahnte ich: Schwäche wäre für ihn eine Enttäuschung.

Also schulterte ich meinen kleinen Rucksack und suchte weiter. Ich begann Passanten zu fragen. Die Pension, zu der mich schließlich eine freundliche Dame schickte, war im dritten Stock. Ein Zimmer wie dieses hatte ich noch nie gesehen. Mottenzerfressene Samtvorhänge baumelten von abgesackten Vorhangstangen, dem Eichenschrank fehlte ein Fuß, und das Bett bog sich dem marmornen, klebrigen Boden entgegen. Als ich im Flur die Toilettentür suchte, stand dort eine Frau im Nachthemd und starrte mich an.

In dieser Nacht saß ich im Bett, ich schlief kaum. Im Nebenzimmer stritten ein Mann und eine Frau auf Französisch, in den Wänden war ein merkwürdiges Pochen, und irgendwann weit nach Mitternacht rüttelte jemand an meiner Türklinke. Ich muss todmüde gewesen sein, als ich am nächsten Morgen zum Theater lief.

Das Merkwürdige ist, dass ich mich auch daran nicht erinnern kann. Tatsache ist, dass ich von diesem ersten Treffen mit Brandner kaum noch etwas weiß. Mein Gedächtnis ist überla-

gert von all den anderen Begegnungen, die ich später mit ihm hatte. Dort hat er sich mir eingepägt, ich kann ihn noch heute herbeirufen, jederzeit. Seine massige Statur mit dem breiten Kreuz, das er sich wohl früher für seine Ringkämpfe antrainiert hatte. Die grauen Haare, die ihm in die zerfurchte Stirn fielen, und in denen noch immer ganze Strähnen seiner ursprünglich kastanienbraunen Haarfarbe zu finden waren. Den Geruch der Zigarillos, die er ohne Unterlass rauchte. Die meist grünen Strickpullover, an denen immer Tabakkrümel hingen. Seine kratzige, brüchige Stimme. Und sein Blick. Dieser Blick, mit dem er mich schon in Genf angesehen haben muss. Als wäre ich ein Insekt, das man studiert, bevor man es zerquetscht.

Ich weiß noch, dass Brandner mir und dem anderen Bewerber (einem übereifrigen Jungen aus Kiel) Fragen stellte. Aber ich habe keine Ahnung mehr, worüber. Ich habe sicherlich geantwortet, ich habe erzählt, gelacht, widersprochen. Trotzdem achtete ich vor allem auf den Unterstrom. Auf die Art und Weise, in der ich mich ruhig zurücklehnte, während der Kieler Junge an die Stuhlkante rutschte und mit den Händen herumfuchtelte. Auf die Fußspitze Brandners, die immer schneller auf und nieder wippte, als der Junge nicht aufhörte zu reden. Auf Brandners Oberkörper, der sich mir leicht zudrehte, als ich zum ersten Mal sprach. Schon in der Grundschule hatte ich mir das angewöhnt: einen Raum anhand von Bewegung zu deuten. Ich liebte die Konstellationen, in denen sich Menschen bewegten. Sie variierten so viel. Über ihr Zueinander, ihre Unsicherheiten, ihr ganzes Sein. Ich musste dann gar nicht viel tun, um mich einzufügen. Ich las einfach ab.

Und ich war mir sicher: Brandner tat das auch.

Als Wochen später ein neuer Brief mit dem Schulstempel eintraf, war ich nicht überrascht. Professor Brandner sei von unserem Treffen angetan gewesen, stand da. Dennoch empfehle

er keinen frühzeitigen Einstieg in das Studienprogramm der Abteilung Regie. Eine Bewerbung im nächsten Jahr aber würde er nicht nur befürworten. Er würde sie sogar begrüßen.

Da wusste ich: Ich werde es schaffen. Und es war keine Frage mehr. Ich musste dorthin.

Zorbas konnte das alles nicht wissen. Es war ihm auch egal. Er hatte sich wieder von mir abgewandt und verfolgt mit seinem Blick ein Flugzeug, das sich von Tegel aus über die Dächer hob.

»Wo der hinfliegt«, brummte er.

»Marrakesch«, schlug ich vor. Ich mochte das Wort, seit ich das Buch von Canetti gelesen hatte, *Die Stimmen von Marrakesch*. »Will ich mal hin.«

»Musst nicht so weit.«

»Was?«

»Musst nicht so weit, wenn du weg willst aus deiner BRD. Ist hier noch immer ein anderes Land«, sagte er und deutete, ohne sich vom Himmel abzuwenden, die Brücke hinunter, über den Unkraut verwachsenen Abgrund hinweg, hinüber zu den abgeschrammten Häusern, die sich am Rand des ehemaligen Mauerstreifens entlangzogen.

Ich sah in den Prenzlauer Berg hinüber, dann in die Ferne zur Grenze nach Pankow und kickte mit der Schuhspitze gegen das Brückengeländer. »Willst du mir Angst machen?«

»Ist Altland für mich, aber Neuland für dich.«

»Na und.«

»Sprichst unsere Sprache nicht.«

»Lern ich's halt.«

Zorbas verstand nicht. Auf mich wartete, da war ich sicher, kein neues Land. Und auch keine neue Stadt. Auf mich wartete eine neue Welt.

2

Gibt es ihn? Diesen Vertrag mit dem Bösen, der die Seele dem Teufel verschreibt? Der das Leben für immer in ein Vorher und Nachher zerschneidet? Der, rußgeschwärzt, nachwirkt, noch über den eigenen Tod hinaus? Oder anders: Gibt es ihn wirklich, auch abseits der Bühne, den faustischen Pakt.

Der Meister und Margarita.

Das Bildnis des Dorian Gray.

Und *Faust*. Ach, Faust –

Wir verkaufen unsere Seelen.

Wir unterzeichnen mit Blut.

Herzblut muss es sein.

In Regensburg thront eine steinerne Brücke, die, so sagt man, nur mit Hilfe des Teufels errichtet worden sein kann. Ein riesiges Monument ist das, ein Ungetüm aus Steinbögen, die sich über gleich zwei Arme der Donau wölben. Der Baumeister hatte eine Wette gegen den Dombauer laufen, dessen Lehrling er früher gewesen war. Beide begannen zur gleichen Zeit mit ihrem

Werk: der eine baute an der Brücke, der andere am Dom. Jeder von beiden wollte schneller fertig sein, der Lehrer schneller als der Schüler, der Schüler fiebriger als der Lehrer. Jeder wollte den anderen besiegen beim Wettlauf gegen die Zeit.

Als nun der Brückenbauer sah, wie fix der Dom seines Mentors in die Höhe schoss, bat er, so erzählt man, den Teufel um Hilfe. Und versprach ihm im Gegenzug die drei Seelen derer, die als Erste die fertige Steinbrücke überqueren würden.

Ich muss es mir sagen, immer wieder: Wir haben doch nichts weiter getan, als eine Brücke gequert.

Manchmal glaube ich, dass es nichts zur Sache tut, wie ich heiße. Aber das ist Unsinn. Ohnehin kennen alle meinen Namen, spätestens jetzt. Ja, ich bin *die* Katharina Nachtrab.

Ich bin in Nürnberg aufgewachsen. Das Wort setzt Verknüpfungen frei, je nach Alter oder Herkunft desjenigen, der mir zuhört. Die Älteren denken an die Nürnberger Prozesse. An das Reichsparteitagsgelände, an verwackelte Schwarzweißfilme von Aufmärschen auf dem Zeppelinfeld. An das wuchtige Kolosseum, bizarres Abbild des römischen Originals, das Hitler in das Sumpfgelände neben den Dutzendteich knallte und als rohe Ruine hinterließ.

Die Jüngeren reden von Rock im Park und Kletterpartien in der Fränkischen Schweiz. Die Amerikaner von Bierbrauereien, von Rostbratwürsten, *Six on Kraut*. Die Japaner denken an den Christkindlesmarkt, an Glühwein, Lebkuchen, Schnee und goldgelockte Rauschgoldengel, an die Rede, die das frisch erkorene Christkind vom Balkon der Frauenkirche in die aufblickende Menge hineinposaunt, *Ihr Herrn und Fraun, die ihr einst Kinder wart ...*

Fränkin bin ich also, und das heißt sicher etwas. Für mich hieß es ein aufblasbares Planschbecken im Garten. Es hieß:

Nachbarskinder treffen, auf der mit Kreidemustern bemalten Spielstraße, Sonntagsspaziergänge auf dem Land. Einen Vater, der zu früh starb. Es hieß katholischer Kindergarten und Auftritte im Kirchenchor. Schultheatergruppe und Demonstrationen gegen Nazis, gegen Massentierhaltung, gegen den Irakkrieg, *kein Blut für Öl*. Freunde, für die man bei Partys den Rettungswagen rufen musste. Sonnwendfeiern im Wiesengrund. Eine verunglückte Liebe.

Es hieß weggehen wollen. Wiederkommen dürfen.

Für unsere Professoren, vor allem für Brandner, hieß es: du Westkind.

Der Regensburger Baumeister übrighens entkam dem Pakt mit dem Teufel. Als die Brücke fertig war, schickte er im Morgengrauen zuerst einen Hund, dann einen Hahn und eine Henne ans andere Ende. Aus Zorn über die List versuchte der Teufel, das Bauwerk zu zerstören, aber da er selbst die massivsten Steinquader herbeigetragen und einzementiert hatte, gelang ihm nur eine leichte Verkrümmung des Brückenschwungs.

Westkinder waren wir alle. Diese Auswahl ist nicht zu verstehen. Später haben wir es uns so erklärt: dass es der Schule gefiel, über ihre früheren Grenzen hinausgreifen zu können, sich nicht beschränken zu müssen in der Wahl der Würdigen. Weltgewandtheit schmückt.

Sechs Schüler hätten sie nehmen können, sogar sieben oder acht, aber wir waren zu fünf. Die anderen Anwärter, hieß es, wie immer Hunderte von ihnen, hätten den Anforderungen nicht genügt. Weswegen man sich entschlossen habe, nur fünf der verfügbaren Plätze zu besetzen. Mit einer Westberlinerin, einem Norddeutschen, einem Franzosen, einem Polen. Und mit mir. Dass der Pole kein Westkind war, ist mir klar. Er selbst

würde mich dafür auslachen. Für meine Argumentation aber muss er es sein. Sagen wir es also vielleicht so: Wir kamen alle von außerhalb, wir waren fremd.

Das wird später noch wichtig sein.

Ich muss mich im Sommer vor dem Studienbeginn an die Schule angenähert haben. Bestimmt habe ich sie umschlichen. Sicher stand ich im Prenzlauer Berg vor dem alten Wasserturm, in dem unser Institut untergebracht war. Ich beschirmte meine Augen gegen die Sommersonne und träumte mich hinauf. Vielleicht fuhr ich auch nach Oberschöneweide und beäugte das kastenförmige, karge Gebäude, in dem die Schauspiel-Abteilung saß. Oder ich hielt Ausschau nach den Puppenspielern am Ostkreuz, den Choreographen in Pankow. Denn das war das Besondere: Die Schule war überall. Sie erhob Anspruch auf den ganzen ehemals sowjetischen Sektor, sie verschüttete sich über den gesamten Osten der Stadt. Aber sie zerfiel nie in ihre Einzelteile, alles war miteinander verbunden. Ihre Adern pulsten unter dem Teer der Straßen, sie war ein missgebildetes Neunauge mit Wucherungen und Tentakeln, mit einem aalartigen, verzweigten Körper, dessen Kiemenschlitze – dicht unter der Asphaltfläche – den Sommersmog aufsogen wie Ertrinkende das Meer.

Die Schule. Ich ertappe mich noch immer dabei, dass ich so denke: Die Schule tat dieses, die Schule tat jenes. Als wäre *die Schule* ein lebendiger Organismus. Mit halsstarrigem Willen, mit Vorlieben und Abneigungen und Taten – und nicht von Menschen erschaffen und gesteuert, von Personen mit Gefühlen, keinesfalls.

Ich muss einsam gewesen sein, bevor das Studium begann. Außer Zorbas kannte ich noch immer niemanden in der Stadt. Aber das machte mir nichts aus. Vielleicht, weil ich wusste, dass sich das ändern würde, schlagartig und bald. Das Wissen um all die Menschen, die in mein Leben kommen würden – die anderen Regiestudenten, die Schauspielschüler, mit denen wir die Grundausbildung machen würden, die Professoren und Dozenten und Techniker, die das hauseigene Theater betreuten –, ließ mich ruhig bleiben. Wahrscheinlich genoss ich das Alleinsein sogar.

Ich kann mich an Eckpunkte dieses Sommers erinnern, der für mich ein einziges Vorher war. Daran, dass ich eine neue Wohnung fand, in der Nähe der Landsberger Allee. Bis dahin hatte ich um die Ecke vom Rosa-Luxemburg-Platz gewohnt, nicht weit von der Volksbühne. Ich mochte die Lage, die Nähe zum Theater, zu Castorfs riesigem Schlachtschiff, in das ich ging, sooft ich es mir von meiner Halbweisenrente leisten konnte. Ich sah mir alles an. Ich grübelte über *Clockwork Orange* nach, ich sang die Lieder aus Marthalers *Murx den Europäer!*. Ich liebte die immer belebte Torstraße, die abgeranzte Imbissbude, die sich dort an der Ecke zur Alten Schönhauser gegen den Rinnstein drückte und an der ich zum ersten Mal in meinem Leben Falafel aß. Nicht die Gourmet-Version, die es heute überall gibt, sondern tiefgekühlte, vorgestanzte Fladen, die der arabische Besitzer verächtlich in aufzischendes Fett plumpsen ließ. Die Kellerkneipe *Bukowski* in der Christinenstraße, in die ich mich manchmal, an guten Tagen, alleine hineintraute und einen Whiskey bestellte, an dem ich stundenlang nippen und mich dabei sehr künstlerisch fühlen konnte. Den auch tagsüber grell ausgeleuchteten Waschsalon, in den ich, meinen Rucksack schulternd, einmal wöchentlich meine Schmutzwäsche trug, um dann durch das Bullauge auf die rotierende, schaumbenetzte Waschtrommel zu starren, als wäre sie Kunst.

Ich hatte mir mein Umfeld erobert, an der Grenze zwischen Prenzlauer Berg und Mitte. Ich hatte *meinen* Bäcker, *meinen* Supermarkt, *meine* Bushaltestelle. Ich lernte das Wort Kiez. Mein Kiez.

Aber ich wollte nie wieder einen Winter mit einem Kohleofen verbringen. So zog ich um, in die Nähe des Volksparks Friedrichshain, den ich schon deswegen mochte, weil in einem meiner Lieblingsbücher, *Amanda herzlos*, der Märchenbrunnen vorkam.

Das Haus lag in einem toten Winkel zwischen den Plattenbau-Kästen der Landsberger Allee und dem Brachland an der Storkower. Die neue Wohnung drückte mich nieder. Sie wurde nie hell. In diesem Sommer fühlte sie sich an wie ein Brutkasten, sie staute die Bratfett-Schwaden der immer mit Töpfen und Pfannen klappernden Nachbarn, den Gärgeruch, der von den Mülltonnen im aufgeheizten Hofkessel zu mir heraufwaberte. Meine Wohnung befand sich im zweiten Stock des Hinterhauses und war winzig. Eine l-förmig geschnittene Küche, in der kein Platz für einen Tisch war, und in der ich meistens am Kühlschrank sitzend aß. Eine Nasszelle, fensterlos, in der die Lüftung nicht funktionierte und in der die Fugen schimmelten. Ein kleines Zimmer mit knarrenden, in Ochsenblut-Farbe gestrichenen Dielen und hoher Decke. Schränke besaß ich nicht, aber das Zimmer wirkte mit meinem Bett und der Kleiderstange, an die ich meine Hosen und wenigen Röcke hängte, schon vollgestopft. Bücher, Zeitschriften und Pullover schichtete ich in den Zimmerecken zu hohen Stapeln auf, meine Schreibmaschine setzte ich auf eine umgedrehte hölzerne Weinkiste, die ich auf der Straße gefunden hatte, und faltete eine alte Kamelhaardecke zum Sitzen davor. Den Himmel konnte ich nur sehen, wenn ich mich weit über das niedrige Fenstersims in den Hof hinausbeugte. Wenn ich mich morgens im immer anhalten-

den Halbdunkel der Wohnung aus dem Bett schälte, sank ich oft wieder entmutigt auf den Bettrand zurück und starrte auf die unverputzte Brandmauer gegenüber. Manchmal kroch ich wieder unter die Decke und rührte mich nicht. Oder es gelang mir, aufzustehen und zu flüchten. Dann lief ich und lief und hielt nicht mehr an.

Ich mag es, mir Städte zu erlaufen. Ich bilde mir dann ein, sie besser zu verstehen. Ich ergründe ihre Struktur, ich folge den Straßen ohne Vorsatz, ich entscheide mich an jeder Kreuzung neu.

In diesem Sommer kartographierte ich Berlin. Ich schuf mir ein inneres Netz aus Wegen. Die Umgebung war für mich noch immer so fremd, so neu, so endlos. Auch wenn ich nichts weiter tat als zu gehen, zu gehen und zu *sehen*, hatte ich doch das Gefühl, als grübe ich mich tiefer und tiefer in den Kern der Stadt.

Anfangs stromerte ich direkt von meiner neuen Straße aus los. Ich kann mich erinnern, dass es morgens schon unendlich heiß war. Ich trug kurze Hosen und Trägerhemdchen und schwitzte trotzdem. Mein Rucksack, in dem ich immer eine Wasserflasche, Kekse, Äpfel und einen Notizblock mit mir führte, klebte mir nach den ersten Schritten an den nackten Schultern, und die Sonnenbrille, die zu dicht an meinem Gesicht anlag, beschlug von innen. Ich war diese Großstadthitze nicht gewohnt. Die Hausmauern speicherten die Wärme und strahlten sie auf mich ab. Die Abgase der oft stockenden, hupenden Autokolonnen stauten sich wie unter einer dickwandigen Glasglocke. Manchmal entschied ich meinen Weg danach, welche Straßenzüge im Schatten lagen und kühler waren. Im Ostteil war ich immer auf der Suche nach den alten Straßennamen, die in meinem Stadtplan noch verzeichnet waren. Ich lief durch die Clara-Zetkin-Straße, die jetzt Dorotheenstraße hieß. Ich suchte den Teil der Karl-Marx-Allee, der die Stalinallee ge-

wesen war. Und wusste nicht, dass ich noch vor Weihnachten in eine Straße ziehen würde, die unter der SED noch Helmut-Just-Straße geheißen hatte.

In den letzten Wochen vor dem Studium begann ich eine Erweiterung. Ich fuhr gezielt mit der U- oder S-Bahn in die weiter entfernt liegenden Stadtteile. Manchmal folgte ich einfach dem Klang der Haltestellen. Ich suchte mir Namen aus, die mir gefielen. *Onkel Toms Hütte. Paracelsus-Bad. Hoppegarten.* Ich zog immer weitere Kreise, ich fuhr bis in die Trabantenstädte, irrte dort zwischen den Plattenbauten von Hellersdorf herum, passierte die Bockwindmühle von Marzahn. Ich sah den Steglitzer Kreisel. Den Bierpinsel. Aber meistens wusste ich nichts von den Gebäuden und Bauten. Ich betrachtete die Menschen, die in ihnen ein und aus gingen. Ich stellte mir vor, wie ich sie und ihre Bewegungen, ihren Rhythmus auf eine Bühne übertragen könnte. Und wie es wäre, so zu leben wie sie.

Noch heute passiert es mir manchmal, dass ich in Berlin an einer Straßenecke stehe und verwundert feststelle, dass ich dort schon einmal gewesen bin.

Ich war merkwürdig losgelöst in diesem Sommer. Ich lernte einfach niemanden kennen. Oft betrachtete ich Gruppen von Freunden, die sich in den Parks um Teller mit verrußten Grillwürsten und Tupperdosen mit Kartoffelsalat scharten. Ich sah Trainingspartner, die sich auf den Tennisplätzen der Sportparks laut ploppende Bälle zuspielten. Paare, die stumm nebeneinander im Gras lagen, ihre Augen geschlossen. Ich stand am von Christo in Stoffbahnen verpackten Reichstag und beobachtete die zusammengeballten, feiernden, lachenden Besuchertrauben. Sie alle kamen mir fern vor. Ich verstand nicht, wie sie zueinander hatten finden können. Wie man sich überhaupt auf andere Menschen einlassen, sich ihnen anschließen kann. Ich selbst sprach fast nur noch am Telefon und das nur

selten. Ich hatte keinen Telefonanschluss in der neuen Wohnung und musste immer zur Telefonzelle in der Parallelstraße laufen. Nachts war es dort ungemütlich und finster, und manchmal hatte ich keine Münzen. Meine Mutter verstand nicht, warum ich den Sommer über nicht nach Hause kam und meine Familie und Freunde besuchte. Ich konnte es ihr nicht erklären. Es hatte auch mit der Liebe zu tun, die daheim zerbrochen war. Mit dem Tod meines Vaters, immer noch. Vor allem aber mit dem Gefühl, an einer Schwelle zu stehen. Das Alte war vorbei, und das Neue hatte noch nicht begonnen. Ich befand mich in einem Zwischenreich. Und dort musste ich bleiben. Allein.

An einem Nachmittag verlief ich mich auf einen Friedhof. Ich habe Friedhöfe als Kind sehr gemocht. Wenn meine Mutter die Gräber meiner Großeltern pflegte, schleppte ich eifrig Gießkanne um Gießkanne mit Wasser herbei. Mich faszinierten die mit Kerzen gespickten, dicht bepflanzten Gräber, die ich als kleine Gärten begriff. Als dann mein Vater starb, hörte das auf. Seinen Friedhof scheute ich. Jetzt stand ich mitten in Berlin an einem fremden, mit Unkraut überwucherten Grab. Es lag in einer Reihe gepflegter Ruhestätten, die alle vom gleichen Grabpflegedienst bewirtschaftet zu werden schienen. Es war das einzige Grab, das struppig und verwahrlost aussah. Die Schrift auf dem verwitterten Grabstein war mit Efeu überrankt, und von der Grablaterne lugte nur noch eine stumpfe Ecke aus einem Büschel Giersch. Ohne nachzudenken, warf ich meinen Rucksack ab, kauerte mich nieder und begann an den Gräsern und Ranken zu zerren. Ich schwitzte und rupfte und säuberte, ich grub meine Hände in den weichen Erdboden. Und plötzlich weinte ich und weinte und hörte gar nicht mehr auf.

Zorbas half. In den letzten Tagen vor der Schule nahm er mich auf Ausflüge mit. »Musst mal raus«, knurrte er. Ich widersprach nicht.

Er hatte irgendein altes Auto, eine Schrottaube, nein, keinen Trabbi. Das Fenster der Beifahrerseite klemmte und ließ sich nicht hochkurbeln, aber das machte mir nichts. Ich hielt mein Gesicht in den staubdurchsprinkelten Fahrtwind, während wir über die oft unbefestigten Straßen holperten. Der Auspuff war fast lose und schepperte gegen den Unterbau, ich glaube, wir verloren ihn irgendwann auf der Stadtautobahn.

Zorbas fuhr mit mir nach Wandlitz. Er zeigte mir die alten Villen der SED-Parteichefs in der Waldsiedlung. Im Nachhinein denke ich, dass er mich vorbereiten wollte. Vielleicht wusste er um Brandners Vergangenheit. Vielleicht wollte er mich hinweisen. Aber er muss gemerkt haben, dass ich nicht verstand.

An einem Oktobermorgen war er dann da: der erste Tag. Es hätte noch Spätsommer sein können, aber in diesem Jahr zeigte der Herbst sich früh. Die Luft in den Straßen war kühl, über die Treppenstufen des Märchenbrunnens wehten erste, vertrocknete Blätter, und das Forum-Hotel am Alexanderplatz tunkte seine oberen Stockwerke in Schwaden aus Nebel. Mir war das recht: Ich wollte eine neue Jahreszeit für diesen neuen Abschnitt in meinem Leben. Ich wollte einen Neustart.

Ich muss aufgeregt gewesen sein. Man sollte meinen, dass sich mir von diesem Anfang alles eingepägt hat. Wie ich etwa in der Nacht davor schlief (ob unruhig oder traumlos, gar nicht oder viel?), wie ich mir hastig (endlich!) die Kleidungsstücke überstreifte, deren Zusammenstellung ich mir schon Tage vorher überlegt hatte. Wie ich mich in der Küche über meine Kaffeemaschine beugte und mit vor Aufregung zitternden Händen das unbenutzte Kaffeepulver aus dem Filter zurück in die verrostete Dose schüttete, weil ich ohnehin schon wach war, viel zu wach. Aber ich kann mich daran nicht erinnern, an nichts davon. Mein Leben in meiner Wohnung, dieses einsame Berli-

ner Sommerleben, blendete sich einfach weg. Als hätte ich erst in dem Moment zu existieren begonnen, in dem ich endlich das Schulgelände betrat. Als sei ich erst mit diesem einen Schritt entstanden.

Der Turm war ein Teleskop. Das unterirdische Neunauge ließ ihn mitten im Prenzlauer Berg aus der Erdkruste brechen und schickte ihn dort steil aufwärts, hinauf in die Höhe der Stadt.

Für Unbeteiligte ist es ein schönes Bauwerk. Ein solides, freundliches Backsteingebäude, mit weitschwingenden Wölbungen und elegant geformten Fenstern, die die Sonne widerspiegeln, und mit einem schmalen Ziertürmchen, das als Mützenzipfel auf dem Wasserturmscheitel sitzt.

Um zum Eingang zu kommen, muss man über eine Trasse aus steilen Steintreppen zur Hochfläche aufsteigen. Oder man nähert sich von der kopfsteingepflasterten Straße, die den Turm umzirkelt und das Areal zu einer Insel macht. Dann kommt man auf die nördliche Seite des begrünten Abhangs und gelangt über einen schmalen, von Sträuchern eingerahmten Weg direkt auf den Vorhof des Instituts.

Wann genau die Schule in den Turm einzog, kann ich nicht sagen. Erbaut haben sie ihn Ende des neunzehnten Jahrhunderts als wuchtiges Hebewerk. Er versorgte damals das komplette Arbeiterviertel und die dort ansässigen Brauereien mit Wasser. Die Stahl tanks müssen in den oberen Stockwerken gethront haben, die Arbeiterwohnungen lagen direkt darunter. Dort sind heute die Büros, die Unterrichtszimmer und die kleineren Probebühnen der Regie-Abteilung. Draußen, auf der Anhöhe, auf der sich Rosensträucher, Parkbänke und Spielplatzschaukeln breitmachen, stand früher das große Maschinenhaus, das die Nazis zur Folterstätte umfunktionierten. Im Frühjahr 1933 richteten sie dort, so erfuhren wir von Brandner, ein KZ ein. Sie verhör-